

Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles
Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
Band: 19 (1976)
Heft: 3

Artikel: Der Gelehrte als Leser
Autor: Fabian, Bernhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-388264>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

millo Procaccini. Er studierte in Rom und Venedig und ist einer der größten lombardischen «Manieristen». Wir erwähnen noch: *Il Seicento Lombardo*, 3 Bde. (Mailand 1974), verfaßt von verschiedenen Gelehrten (G.A. DELL'ACQUA,

E. CATTANEO, M. GARBERI, M. GREGORI, F. MAZZINI, M. ROSCI, G. TESTORI, M. VALSECCHI). Die Beiträge bilden den Katalog einer Ausstellung im Palazzo Reale und in der Biblioteca Ambrosiana in Mailand.

Deutsch von Bx.

BERNHARD FABIAN (MÜNSTER/WESTFALEN)

DER GELEHRTE ALS LESER¹

Der Gelehrte als Leser ist ein historischer Typus, und ich möchte ihn hier auch als solchen betrachten. Er ist in bestimmter Hinsicht mit der Schriftkultur koexistent und reicht, was ich nur am Rande erwähnen möchte, sehr weit vor die Anfänge des typographischen Zeitalters zurück. Er gehört zu den Kulturen Chinas und des Orients wie zu denen der europäischen Antike, deren handschriftliche Buchvorräte wie auch die des europäischen Mittelalters im wesentlichen und in erster Linie für die gelehrte Benutzung gedacht waren und für sie zur Verfügung standen. Mit Alexandria und Pergamon verbindet sich für uns ebenso wie mit den mittelalterlichen Klöstern und den spätmittelalterlichen Universitäten die Vorstellung von einem Leser, der seine Aufgabe im intensiven Studium der ihm vorliegenden Texte mit dem Ziele der Vermehrung und Bereicherung seines Wissens sah.

«Der aus Büchern erworbene Reichtum fremder Erfahrung», so befand Lessing, «heißt Gelehrsamkeit.» Geht man von dieser Bestimmung aus (und ich wüßte keine bessere für die traditionelle Auffassung von Gelehrsamkeit beizubringen), so bedeutet der Anbruch des typographischen Zeitalters nicht nur einen markanten Einschnitt in der

Lesergeschichte des Gelehrten, sondern darüber hinaus auch den Beginn einer Ära, die uns im Hinblick auf ihre Probleme so unmittelbar angeht, daß es für eine genauere Betrachtung des gelehrten Lesers seit Gutenberg nicht nur eine lesergeschichtliche, sondern auch eine wissenschaftsgeschichtliche Veranlassung gibt.

Unter den Prämissen Lessings kann der Gelehrte nicht für einen Leser unter anderen Lesern gelten. Er ist nicht ein Leser, der nach Gutdünken lesen kann und lesen darf, sondern ein Leser, der lesen muß und zudem beständig lesen muß. Unabhängig davon, ob er – wie andere Leser auch – für sich privat und persönlich liest, als Gelehrter ist er durch das Lesen definiert². Er ist damit ein Zwangsleser, insofern er nur in dem Maße für einen Gelehrten angesehen werden kann, wie er «den Reichtum fremder Erfahrung» durch Lektüre aufnimmt. Jeder andere Leser kann sich des Buches sozusagen *ad libitum* bedienen (was etwa am Erholungsleser und am Unterhaltungsleser deutlich wird), allein für den Gelehrten besteht ein obligatorisches Verhältnis zum Buch, und eben dies macht ihn zu einem besonders aufschlußreichen Lesertyp.

Die Zwangssituation des gelehrten Lesers wurde im Zeitalter des Buchdrucks zu einer

¹ Auszüge aus einem öffentlichen Abendvortrag am 13. Mai 1976 in der Herzog August-Bibliothek, Wolfenbüttel, im Rahmen der ersten Tagung des «Wolfenbütteler Arbeitskreises für die Geschichte des Buchwesens». Der vollständige Vortrag mit ausführlichen Nachweisen erscheint zusammen mit den anderen Vorträgen dieser Tagung.

² Dies gilt natürlich in erster Linie für den historisch, weniger für den naturwissenschaftlich arbeitenden Gelehrten. Ich verstehe hier, im Anschluß an eine Bestimmung Kants in der *Kritik der praktischen Vernunft*, Gelehrsamkeit als «einen Inbegriff historischer Wissenschaften».

Extremsituation. Wir tun gut daran, schon zu einem frühen Zeitpunkt mit dem Phänomen eines Literaturüberschusses zu rechnen, der den Gelehrten bedrängt, insofern er als Zwangsleser vor der Notwendigkeit einer umfassenden Literaturaufnahme steht. Ungeachtet der populären Literatur, die seit dem fünfzehnten Jahrhundert verbreitet wurde, war der Buchmarkt zumindest bis um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vornehmlich, und in vieler Hinsicht ausschließlich, ein Markt für den gelehrten Leser. Noch zur Leipziger Ostermesse 1740 erschien weit mehr als ein Viertel aller Bücher in lateinischer Sprache, und auf einer Reihe von Gebieten überwog sogar das lateinische Buch. Von den mehr als 500 neuen Titeln in deutscher Sprache wandte sich wiederum eine hohe Zahl nur an den gelehrten Leser. Es wurde, mit anderen Worten, schon zu diesem Zeitpunkt eine große Menge für einen relativ kleinen Markt produziert, und es war offenbar mehr, als dieser Markt, von der Kapazität des einzelnen Lesers her gesehen, aufnehmen konnte.

Wann von der Sättigung oder der Übersättigung einer Lesergruppe oder eines literarischen Marktes zu sprechen ist, gehört zu den Fragen, die uns die Leserforschung noch zu beantworten hat, wie wir überhaupt bislang wenig über die Konfrontation des Lesers mit dem seit dem fünfzehnten Jahrhundert steigenden und seit dem achtzehnten Jahrhundert sprunghaft anwachsenden Literaturangebot wissen. Ich möchte hier darüber nicht spekulieren. Doch es scheint, daß das Bild vom Gelehrten als einem beschaulichen Leser, so oft es auch zumindest für die Vergangenheit entworfen wird, in seinen Grundzügen falsch ist. Für das sechzehnte und das siebzehnte Jahrhundert fehlt es uns zwar in wünschenswertem Umfang an Selbstzeugnissen des lesenden Gelehrten. Aber es ist anzunehmen, daß bereits zu einem so frühen Zeitpunkt der Gelehrte jener durch die Literatur bedrängte Leser war, der uns im achtzehnten Jahrhundert entgentritt. Bereits zu diesem Zeitpunkt kann

der Gelehrte nicht mehr alles aufnehmen, was er an Literatur aufnehmen sollte und aufnehmen möchte. Das kursorische Lesen und das schnelle Informationslesen, häufig für Verhaltensweisen des modernen Lesers ausgegeben, sind im achtzehnten Jahrhundert fest etabliert.

Ich führe nur ein Beispiel an. Im April 1773 war Samuel Johnson bei dem Pädagogen James Elphinston zu Gast. Das Gespräch kam auf Bücher, und Boswell notierte:

“Mr. Elphinston talked of a new book that was much admired, and asked Dr. Johnson if he had read it. Johnson: ‘I have looked into it.’ ‘What (said Elphinston), have you not read it through?’ Johnson, offended at being thus pressed, and so obliged to own his cursory mode of reading, answered tartly, ‘No, Sir, do *you* read books through?’ ”

Johnson galt für einen der belesensten Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts. Adam Smith, der bekannte Nationalökonom, sagte von ihm: “Johnson knew more books than any man alive.” Aber Johnson las kein Buch zu Ende, und diese Angewohnheit verstärkte sich offenbar durch die Lektüre und Aufarbeitung jener Literaturmengen, die in sein großes *Dictionary* von 1755 eingegangen sind.

Die Situation des gelehrten Lesers im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert war indessen nicht nur durch das aufzunehmende Literaturangebot bestimmt, sondern auch durch das Selbstverständnis des Gelehrten und durch die für ihn verbindlichen Ideale von Gelehrsamkeit. Wir sprechen von dieser Epoche als vom Zeitalter der Polymathie und sehen den Polyhistor als den kennzeichnenden Gelehrtentypus an. In Umrissen ist uns der Polyhistor vertraut (seine Karikatur kennen wir aus Lessings Komödie *Der junge Gelehrte*), aber in Ermangelung nicht nur einer Geschichte der Polymathie, sondern auch zureichender Analysen der grundlegenden Werke wie Morhofs *Polyhistor* (1688) haben wir bislang kaum eine Vor-

stellung davon, was polyhistorische Belesenheit des Gelehrten im letzten bedeutet.

Daß eine solche Belesenheit enzyklopädischen Charakter hatte, versteht sich von selbst. Dazu gehörte nicht nur die als humanistisch zu bezeichnende Belesenheit in den Literaturen des Altertums, sondern seit dem sechzehnten Jahrhundert zunehmend auch eine in den historischen und den naturwissenschaftlichen Disziplinen. Das Ausmaß einer solchen Belesenheit kann also, zumindest von der Absicht her, nur universell genannt werden. Wie intensiv sie im einzelnen Falle war, bleibt einer positivistisch orientierten Gelehrtengeschichte neuer Prägung zu untersuchen vorbehalten.

Das wohl eindrucksvollste Beispiel polyhistorischer Belesenheit bietet am Ende der Epoche Albrecht von Haller, der letzte große Universalgelehrte Europas. Haller war einer der unermüdlichsten Leser und Arbeiter. Er brachte – notfalls unter dem Einfluß aufpeitschender Mittel – Leseleistungen zustande, die zur Legende geworden sind. Haller las unentwegt und jahraus und jahrein, sogar noch beim Schreiben. Die Legende weiß von 12 000 Rezensionen zu berichten, die er für die *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* geschrieben haben soll, ungeachtet der großen Bibliographien, die er im Stile der Zeit als Bibliotheken bezeichnete und bei denen er ebenfalls einen Teil der Titel ganz oder teilweise gelesen hat. Die Forschung hat die Zahl der Rezensionen zwar reduziert, aber alles in allem scheint sie doch an die 9000 heranzureichen. Umgerechnet auf einen Zeitraum von dreiunddreißig Jahren – die Zeit seiner Mitarbeit an den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* – ergibt dies 272 Bücher pro Jahr oder drei Viertel Buch pro Tag – auch dann noch eine überwältigende Zahl, wenn man berücksichtigt, daß für Haller «Lesen und Beurteilen der Bücher eins war».

Über der Menge an Literatur darf nicht vergessen werden, daß der Gelehrte zumindest des achtzehnten Jahrhunderts auch ein polyglotter Leser war. Er las natürlich La-

tein als die *Lingua franca* der europäischen Gelehrtenzunft. Er las auch Griechisch (so gut und vielfach so als Selbstzweck, daß Lichtenberg darüber spotten konnte), und überdies vielfach auch Hebräisch. Das Vordringen der modernen Sprachen in der gelehrten Literatur nötigte ihn, Französisch und nicht selten Italienisch zu lesen, und der Einbruch des Englischen in die kontinentale Geisteswelt zwischen 1750 und 1800 machte für ihn auch die Kenntnis dieser Sprache erforderlich. Selbst wenn er nicht alle Sprachen gleich gut beherrschte, zeigt das Beispiel des Orientalisten Johann David Michaelis in Göttingen, daß die Sprachgewandtheit beachtlich sein konnte. Michaelis beantwortete die englischen Briefe seines Freundes Robert Wood, dessen holländischem Gewährsmann er französisch schrieb, auf lateinisch mit der Versicherung, daß er aufgrund seiner Kenntnis des Englischen in Mittelengland für einen Schotten gehalten worden sei.

In naher Nachbarschaft zum Polyhistor findet sich der enzyklopädische Kompilator des achtzehnten Jahrhunderts, der ein Informationsleser eigener Prägung war. Er war der Buchgelehrte *par excellence*, und seinem Leseeifer verdanken wir Nachschlagewerke, die bis heute nicht ersetzt sind. Als Verkörperung dieses Typus kann Johann Georg Meusel gelten, der mehr als 200 Werke schrieb oder zusammenstellte. Als «hochverdienter Registrator alles historischen Wissens», so die *Allgemeine Deutsche Biographie*, ist er zwar ein wesentlich rezeptiver Gelehrter gewesen, aber doch ein in seinem Fleiß nie erlahmender Leser, der enorme Textmassen aufarbeiten konnte. Meusels Nachlaß fehlt uns leider zur Rekonstruktion seiner Leseleistung und seiner Arbeitsweise, aber ein Passus in Dunkels *Historisch-critischen Nachrichten von verstorbenen Gelehrten und deren Schriften*, der Jöcher als Kompilator betrifft, läßt die Belastung erkennen, der dieser Typ Leser ausgesetzt war:

«Wir finden in dem Jöcherischen Werke unzählbare Artikel, welche über die massen

kurz sind: die Ursach wird eben dieselbige gewesen seyn, ich will sagen, der Mangel besserer Urkunden und anderweitiger Nachrichten; indem man ia wol zu dem Herrn Professor Jöcher das Zutrauen haben kann, daß er hie oder da bessere Qvellen gebraucht haben würde, wo er sie gehabt hätte. Ist es denn möglich, alle Büchersäle und alle Bücher, auch nur in unserem Teutschlande, in seiner Gewalt zu haben; alles zu wissen, was dieselben enthalten, und sich zu der Zeit, da man etwas aufsetzen will, alles desienigen, so man gelesen, zu erinnern? »

Eine rhetorische Frage, die in ihrer Irritation andeutet, daß die Kapazität des einzelnen Lesers durch solche Aufgaben weit überschritten wurde.

Ich kann hier nicht nachzeichnen, wie die traditionelle Gelehrsamkeit im späten achtzehnten Jahrhundert zerfiel (ein Panorama der Auflösungserscheinungen hat Knigge in seinem *Umgang mit Menschen* skizziert) und wie die universelle Gelehrsamkeit von der Fachgelehrsamkeit des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts abgelöst wurde. Wir wissen darüber wenig. Wohl haben viele Disziplinen ihre Geschichte rekonstruiert, aber wie der Charakter der Gelehrsamkeit insgesamt sich änderte, ist noch immer in einer Zusammenschau darzustellen. Daß der Radius der individuellen Gelehrsamkeit zurückgenommen wurde, ist uns vertraut, und die Floskel, daß der heutige Spezialist immer mehr von immer weniger wisse, ist in aller Munde. Weniger offenkundig ist, wie der Stil der gelehrten Arbeitsweise sich wandelte und wie fundamental die Veränderungen letztlich gewesen sind.

Was blieb, ist die Bedrängung und damit die Überforderung des Gelehrten oder des wissenschaftlichen Informationslesers durch seine Literatur. «Literaturflut» ist ein moderner Begriff, der für uns alle nicht nur abstrakte Gültigkeit, sondern konkrete Bedeutung in der täglichen Erfahrung hat. Die zunehmende Spezialisierung löst die damit verbundenen Probleme offenbar nicht. Nur

auf kleinsten Gebieten, deren Aussonderung ihre Bearbeitung sinnlos macht, scheint es noch für einen Gelehrten möglich zu sein, «den Reichtum fremder Erfahrung» vollständig zu erwerben.

Die Situation ist durch einen Überfluß an Literatur gekennzeichnet, der nicht mehr rezipiert werden kann. Jeder Wissenschaftler bringt dafür aus seinem Fachgebiet Beispiele bei. Für die physiologischen Zeitschriftenveröffentlichungen ist das Verhältnis zwischen Literatur und Lesezeit in einer für die Leserforschung vorbildlichen Weise bestimmt worden. Bei einer angenommenen Lesegeschwindigkeit von zwei Minuten pro Seite und einer täglichen Lesezeit von acht Stunden brauchte ein Leser im Jahre 1870 37 Tage und 4 Stunden, um die jährlichen Neuerscheinungen zur Kenntnis zu nehmen. 1910 waren es 341 Tage und 5 Stunden, das heißt: der Leser brauchte etwa ein Jahr, um die in einem Jahr publizierte Literatur zu lesen. 1940 war die Zeit auf 2 Jahre, 70 Tage und 6 Stunden gestiegen. Weitere Zahlen wurden nicht ermittelt, aber daß für die letzten 35 Jahre eine drastische Erhöhung angesetzt werden müßte, liegt auf der Hand.

Die lapidare Schlußfolgerung dazu: «Es ist zurzeit kaum möglich, Forschung und Lehre so zu betreiben, daß sie von einer sauberen Kenntnis über den Stand des Wissens auf dem betreffenden Wissensgebiet ausgehen. Es wird so viel auf der ganzen Erde geforscht, daß der Niederschlag dieser Arbeit ... wie eine Literaturflut auf uns zukommt. Wir machen die Erfahrung, daß das Lesen und das Aneignen dieser neuen Ergebnisse, selbst auf den Spezialgebieten, unsere Kräfte übersteigt.»

Die Folgen dieser Situation sind zunächst im Hinblick darauf abzuschätzen, daß der Gelehrte der einzige Leser ist, dessen Leseleistung einer öffentlichen Kontrolle und Kritik unterliegt, dann nämlich, wenn er von seiner Belesenheit in eigenen Publikationen Gebrauch macht. Bekanntlich ist die Furcht vor der Aufdeckung von Lücken in seiner Belesenheit eine typische Berufsangst

des Gelehrten. Die Folgen reichen aber auch über den Einzelnen hinaus. Durch die Literaturflut wird nicht nur die traditionelle Auffassung von Gelehrsamkeit in Frage gestellt, sondern auch die elementare Voraussetzung des modernen Wissenschaftsbetriebs untergraben.

Einer künftigen Leserforschung wird die Aufgabe zufallen, das Verhältnis des gelehrten Lesers zur Literatur nicht nur von außen zu beschreiben, wie ich es eben angedeutet habe, sondern auch von innen her zu analysieren. Damit meine ich, daß uns die Befindlichkeit des Gelehrten als eines Zwangslesers historisch einsichtig gemacht werden sollte. Der Gelehrte hat, in einer Formulierung von Grimms *Wörterbuch*, «seinen Mittelpunkt in der Bücherwelt». Wir sollten wissen, was das bedeutet und wie die Existenz im Zentrum einer Bücherwelt erfahren wird, denn es handelt sich beim Gelehrten um eine für die typographische Kultur kennzeichnende Existenz.

Wir befinden uns so selbstverständlich in unserer typographischen Kultur, daß sich die Fragen, die hier zu stellen sind, nicht ohne weiteres ergeben. Marshall McLuhan hat in seiner *Gutenberg Galaxy* (und darin liegt wohl das eigentliche Verdienst des Buches) auf zahlreiche bedenkenswerte Spezifika im Dasein des von ihm so bezeichneten «typographischen Menschen» aufmerksam gemacht. Es sind Spezifika, die sich einer quantitativen Analyse entziehen und die weniger in die Zuständigkeit eines Wissenssoziologen als in die eines Historikers fallen, der uns im Sinne Francis Bacons die Konsequenzen aus den drei Erfindungen zu verdeutlichen sucht, die Bacons Aphorismus zufolge das Gesicht der Moderne bestimmt haben: der Buchdruck, das Pulver und der Kompaß.

Der Kosmos des Gedruckten wird vom Gelehrten nicht nur in seiner Fülle und Größe, sondern auch in seiner Unendlichkeit, seiner Unermeßlichkeit und seiner Unbezwingbarkeit erfahren, und daraus resultiert eine für den gelehrten Leser spezifische

Erfahrung des Ungenügens und der Unbedeutendheit. Die Erfahrung, daß die Literatur nicht nur in einem speziellen Falle, sondern immer und prinzipiell nicht bewältigt werden kann, macht den gelehrten Zwangsleser zugleich zum Inbegriff eines Menschen, der aus der Natur der Sache heraus und ohne sein Verschulden bei seiner Unternehmung scheitert. Mark Pattison hat in seiner Casaubonus-Biographie, die zu den verständnisvollsten Gelehrtenbiographien überhaupt gehört, diesen Aspekt herausgestellt:

“Other effort has a limit, but in research the horizon recedes as we advance, and is no nearer at sixty than it was at twenty. As the power of endurance weakens with age, the urgency of the pursuit grows more intense. It is vain that moralists warn antiquaries to remember the shortness of life. It is better to write nothing than to produce incomplete work. And research is always incomplete.”

In diesem Zusammenhang gesehen, scheint es kein Zufall zu sein, daß es neben den Berichten über die *Calamitates literatorum* schon im achtzehnten Jahrhundert Untersuchungen über die Krankheiten des Gelehrten gibt. Von Giuseppe Antonio Pujati erschien 1762 *Della preservazione della salute de' letterati*, und Samuel Auguste Tissot veröffentlichte 1768 *De la santé des gens de lettres*, ein verbreitetes Werk, das noch im gleichen Jahr unter dem Titel *Essay on the Diseases Incidental to Literary and Sedentary Persons* ins Englische übersetzt wurde; nicht zu vergessen Ger. Nicolai Heerkens *De valitudine literatorum* (1790) und Isaac Disraelis *Calamities of Authors*, eine ganze Sammlung von Skizzen zu Unglück und Elend der Gelehrten und Literatoren. Sie harren noch der Bearbeitung, ebenso wie eine lange Reihe von Gelehrtenhistorien, von Adrian Baillets *Des enfants devenus célèbres par leurs études ou par leurs écrits* (1688) bis zu Johann Adam Bernhards *Kurtzgefaßter curieuse Historie derer Gelehrten* (1718) mit einem Kapitel «Von Büchern, über deren Außerarbeitung Gelehrte gestorben». Diese Werke sind, wie allge-

mein bekannt, weitgehend anekdotisch. Aber unser Interesse an ihnen darf nicht anekdotisch sein. Sie sollten uns als Material für eine Studie des gelehrten Lesers als Schlüsselfigur der typographischen Kultur dienen. Und wahrscheinlich wird ein gut Teil dieser Studie zugleich eine Pathographie eben dieser typographischen Kultur sein müssen.

Wenn der Gelehrte «seinen Mittelpunkt in der Bücherwelt hat», ist das Korrelat zu ihm als Leser nicht das Buch, sondern die Bibliothek. Der private Leser läßt sich durch das Buch definieren. Um als Leser gelten zu können, braucht er vielleicht nur wenige Bücher überhaupt zu lesen. Privat sind natürlich auch gelehrte Leser dieses Typs. Der auf ein Buch oder einen Autor fixierte Wiederholungsleser ist nicht selten unter ihnen. Sir William Jones, der englische Orientalist, las jedes Jahr die Werke Ciceros; Hugo Grotius hatte stets Lucan in einer Taschenausgabe bei sich. Gelehrsamkeit ist indessen nicht einfach Lektüre, sondern Belesenheit. Dazu gehört die Vielzahl der Bücher, die Dimension der Bibliothek.

Für den Gelehrten hat die Bibliothek instrumentalen Charakter. Er erwartet, daß sie die von ihm gewünschte Literatur enthält, daß sie auf ihn «zugeschnitten» ist. (Bibliotheken können nach Lichtenbergs Aphorismus «der Seele zu eng und zu weit werden».) Aus der ganz besonderen Beziehung zum Buch ergibt sich für den Gelehrten ein komplexes Verhältnis zur Bibliothek. Dieses Verhältnis ist bislang noch weniger beachtet worden als das zwischen Leser und Buch. In der Regel behandeln die Bibliotheksgeschichten die Bibliotheken als zweckfreie Institutionen, während es auf der Hand liegt, daß Bibliotheken, abgesehen von musealen Formen, eine Antwort auf spezifische Bedürfnisse darstellen. Eine Funktionsgeschichte der Bibliothek, die über die Annalistik der Bibliothek hinausgeht, fehlt uns bislang. Wir werden ihrer um so dringender bedürfen, je umfassender wir beim Aufbau

der Forschungsbibliotheken von heute die Bedürfnisse von morgen antizipieren müssen.

Die erste Stelle nimmt natürlicherweise die Privatbibliothek ein. Von diesen privaten Gelehrtenbibliotheken haben wir, von Ausnahmen abgesehen, zurzeit kaum mehr als eine fragmentarische historische Kenntnis, die sich nicht selten auf die Tatsache ihrer Existenz beschränkt. Ich verzichte auf die nähere Betrachtung auch nur einer solchen Bibliothek, weil es mir nicht auf die einzelne Sammlung, sondern auf das Phänomen der Privatbibliothek überhaupt ankommt. Ich übergehe ebenso ihre Entstehung und ihre Frühgeschichte, denn der für die Leserforschung interessante Aspekt ist das Zusammenspiel zwischen der eigenen Bibliothek des Gelehrten und anderen, fremden Bibliotheken, die für ihn in der Regel nur als Ergänzung seiner eigenen Bibliothek von primärem Interesse sind.

Die große Zeit der privaten Gelehrtenbibliothek war das achtzehnte und das neunzehnte Jahrhundert, eine Epoche, in der es auf der einen Seite endgültig und auf der anderen Seite noch möglich war, die wichtige Literatur eines Wissensgebietes selbst zu besitzen. Viele Privatbibliotheken waren für die Forschungsarbeiten ihrer Besitzer ausreichend. Manche waren sogar als private Forschungszentren konzipiert, wie das Kabinett von Joseph Banks in London, für das er systematisch die naturhistorische Literatur des In- und Auslandes anschaffen ließ. (Für enge Forschungsgebiete gibt es noch heute autarke wissenschaftliche Privatbibliotheken, wofür vielleicht die Walpole Library von W. S. Lewis ein gutes Beispiel ist.) Ein Optimalzustand war im späten achtzehnten Jahrhundert in Göttingen gegeben, wo bei Anschaffungen für die Universitätsbibliothek die Tatsache berücksichtigt wurde, daß umfangreiche Grundbestände an wissenschaftlicher Literatur in den Privatbibliotheken der Professoren vorhanden waren.

Wie groß auch immer eine Privatbibliothek ist, ihr Bestand ist begrenzt. Die mo-

derne Wissenschaftsentwicklung hat dazu geführt, daß der Gelehrte aus der Privatbibliothek in die Institutsbibliothek und neuerdings aus der Institutsbibliothek in die öffentliche Großbibliothek hinüberwechseln mußte. Seine Arbeitsstätte hat sich verlagert, doch die Veränderung ist graduell und vielfach nur unter Widerstreben erfolgt. In Deutschland ist sie zögernder verlaufen als anderswo, da der Charakter der Universitätsbibliotheken als Leihbibliotheken das Festhalten an einer privaten Arbeitssphäre eher ermöglicht als ein System mit Präsenzbibliotheken. Der Volkswirtschaftler und Soziologe Karl Bücher empfand eine solche Abneigung gegen öffentliche Bibliotheken, daß er alles an die Vermehrung seiner Privatbibliothek setzte.

Die Grundgegebenheit des Bibliothekswesens scheint für den Gelehrten in der Paradoxie zu bestehen, daß er trotz erdrückender Literaturfülle einen ständigen Mangel an Literatur empfindet. Keine Bibliothek ist ohne Lücken, und vielfach erweisen sich noch die größten für die Aufarbeitung bestimmter Gebiete als unzureichend. In dieser an sich banalen Tatsache hat eine für die gelehrte Leserschaft kennzeichnende Verhaltensweise ihren Ursprung: die Bibliotheksreise. Von ihr gibt es zahlreiche Varianten (bis hin zu den bibliographischen Touren Thomas Frognall Dibbins³). Zudem hat sie ihre eigene Geschichte und ihre eigene Literatur. Die Geschichte reicht zumindest bis in die Renaissance zurück. Im Vergleich zu der hohen Mobilität des heutigen Gelehrten, die in auffälligem Widerspruch zu der von seinem Beruf geforderten Seßhaftigkeit zu stehen scheint, war die Mobilität des Renaissancegelehrten außerordentlich. Nicht zuletzt deshalb, weil er vornehmlich ein Handschriftenforscher war und die europäischen Handschriftenbestände zwischen zwei Perioden fester Lokalisierung ebenfalls in eine Bewegung geraten waren, die erst gegen 1800 zum Abschluß

kam. Joseph Scaliger etwa klagte 1594, daß er dreißig Jahre nicht zur Ruhe gekommen sei.

Behutsam ausgedrückt, hat die öffentliche Bibliothek, zumal die wissenschaftliche Großbibliothek, für den gelehrten Leser ihre Probleme. Der Verfasser eines kürzlich im *Library Journal* erschienenen Aufsatzes brachte sie kurzerhand auf die Formel, daß der Bibliothekar und der Gelehrte ewige Feinde seien. Das wollte er natürlich nicht persönlich verstanden wissen (und ich möchte seine Beteuerung in diesem Kreise wiederholen), sondern institutionell: als eine Divergenz von Interessen, die zu unvermeidbaren Kollisionen führt.

Wenn ich recht sehe, erwartet der gelehrte Leser von einer grossen wissenschaftlichen Bibliothek dreierlei: erstens, daß der Buchbestand auf seinem Arbeitsgebiet umfassend ist; zweitens, daß ihm dieser Bestand unter für ihn günstigen Bedingungen zugänglich gemacht wird; und drittens, daß die Bibliothek auf spezifische Weise wissenschaftlich anregend wirkt, daß sie einen suggestiven Charakter hat.

Schon die erste Erwartung stößt auf die Divergenz zwischen dem Interesse des Gelehrten an einem möglichst spezialisierten Bestand und dem Interesse des Bibliothekars an einem möglichst ausgewogenen Bestand, auf den der Bibliothekar aus Rücksicht auf alle Leser zu achten hat. Je spezieller die Bibliothek, desto geringer das Dilemma; aufhebbar ist es nicht.

Die zweite Erwartung richtet sich auf angemessene Voraussetzungen für Lektüre und geistige Arbeit. Wiederum wird der Gelehrte enttäuscht. Je moderner und besser unsere wissenschaftlichen Bibliotheken werden, desto weniger kommen sie, den Hoffnungen des Bibliothekars zum Trotz, in den meisten Fällen dem Gelehrten entgegen. Lektüre ist ein privater Akt. Unsere Bibliotheken ähneln indessen immer stärker Großraumbüros, die auf die Abtötung selbst einer (mit geringen Mitteln erreichbaren) Illusion von Privatatmosphäre abzielen scheinen.

³ Vgl. «*Librarium*» II/1967, Seite 92ff.

Überdies geht der «Erwerb fremder Erfahrung aus Büchern» und deren Amalgamierung mit eigenen Gedanken weniger glatt vonstatten, als besonders die moderne deutsche Bibliothek es voraussetzt. Statt die intellektuelle Unvollkommenheit des Lesers zu kompensieren, verschärft die Bibliothek sie durch den Zwang zu einer extremen Funktionalität.

Die dritte Erwartung ist subtiler. Sie wurde erstmals im achtzehnten Jahrhundert zum Ausdruck gebracht, als die Notwendigkeit einer Aufgliederung des wachsenden Buchbestandes nach «Materien», wie man sagte, empfunden wurde. Literatureinteilungen gab es schon früh, aber nicht vor dem durch Johann Michael Francke angelegten Katalog der Bünauschen Bibliothek und dem von Georg Matthiae konzipierten Katalog der Göttinger Universitätsbibliothek kann man von einer Realkatalogisierung sprechen, die auf die Bedürfnisse des Gelehrten und des Forschers abgestellt war. Matthiaes Absicht, dem Benutzer der Göttinger Bibliothek im Realkatalog eine Übersicht über die auf seinem Wissensgebiet vorliegende Literatur zu ermöglichen, machte die Bibliothek nicht nur leicht zugänglich und ausnutzbar, sondern überdies suggestiv. Der Realkatalog informierte den Leser, welche Literatur er lesen mußte, darüber hinaus legte er ihm nahe, welche Literatur für ihn auch interessant sein konnte. Er ermöglichte, mit anderen Worten, eine Benutzung der Bibliothek, die den Gelehrten über die Rezeptivität hinausführte und zu einer produktiven Literaturaufnahme anregte.

Der moderne gelehrte Leser ist auf eine solche Suggestivität der Bibliothek noch stärker angewiesen als seine Vorgänger. Auch wenn sich die wissenschaftliche Arbeit auf Spezialgebiete konzentriert, hängt die originelle Leistung, besonders im Bereich der historisch-empirischen Forschung, wesentlich von einer weiten Belesenheit ab. Mehr und mehr vollzieht sich die wissenschaftliche Arbeit in den Grenzbezirken konventioneller Disziplinen (die Leserforschung ist selbst ein Beispiel dafür), und hier zählt die Kombination dessen, was zuvor noch nicht als zusammenhängend oder als zusammengehörig angesehen worden ist.

Dies setzt als Arbeitsinstrument einen Realkatalog voraus, der nicht wie die Kataloge Franckes und Matthiaes in Sachgebiete eingeteilt ist, so daß er ein Lesen und Denken in vorgegebenen Bahnen nahelegt. Er muß im Gegenteil eine hervorstechende Gewohnheit des gelehrten Lesers fördern: das scheinbar ziel- und planlose Herumlesen, das Sich-weiter-Tasten von Buch zu Buch und von Literaturgebiet zu Literaturgebiet. (Kein Geringerer als der Altphilologe Wilamowitz-Moellendorff sah das nicht zielgerichtete und außerfachliche Lesen als das reichste und ergiebigste Lesen an.) Er muß zu einer möglichst freien Entfaltung dieser Art des Lesens beitragen und doch, wo gewünscht, Unterstützung bieten. Das einzig angemessene Hilfsmittel ist der Kreuzkatalog amerikanischer Provenienz, der Autoren, Titel und Stichworte in einer einzigen Sequenz vereinigt. Er gibt jede gewünschte Auskunft, ohne den Leser in seiner Freizügigkeit zu beeinträchtigen.

